Nummer 18. Berlin, Montag 2. Mai 1898.

Der Zeitgeist

Beiblatt zum „Berliner Tageblatt"

Verantwortl. Redakteur: Dr. jur. E. Grüttefien in Berlin.

Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

e Finanzlage der Vereinigten Staaten.

Von [Nachdruck verboten.]

Moritz Meyer.

Man braucht nicht den Ausspruch Montecuculis zu wieder-
en, um zu wissen, daß die Kriege heutzutage noch weit
r Geld als in früheren Zeiten erfordern. Selbst ein so
erordentlich reiches Land wie Nordamerika wird keine
ungen Schwierigkeiten zu überwinden haben, falls der
mpf um Kuba eine längere Dauer in Anspruch nehmen
rde. Daß auch Spanien und zwar in weit höherem
ade mit Finanznöthen zu kämpfen hat, ist ein schlechter
ost, namentlich wenn das Kriegsglück sich im ersten Rennen
Seite der Spanier wenden würde. Es ist immer bei der
urtheilung der finanziellen Leistungsfähigkeit eines Landes
unterscheiden zwischen den bereit stehenden, leicht greif-
en Mitteln des Staates und den allgemeinen produktiven
iften und dem Kapitalreichthum der Nation, Quellen, die
ächst erst flüssig zu machen sind, um im Dienste des Landes
wirksamer Verwendung zu gelangen. Dabei spielen aller-
gs der Grad und die Hilfsmittel des öffentlichen Kredits
Hauptrolle, und in dieser Beziehung steht Amerika so
ustig da, daß sich fast kein Land der Welt mit ihm zu
ssen vermag.

Sehen wir indeß von den Kreditchancen des Landes einst-
ilen ab, und fassen wir nur die gegenwärtig be-
henden Finanzverhältnisse ins Auge, so stoßen wir auf
omente von starker Bedenklichkeit. Es zeigt sich die auf-
llige Thatsache, daß die Vereinigten Staaten, ungeachtet
res notorischen Reichthums, seit einer Reihe von Jahren
f in der Defizitwirthschaft stecken, daß die Geldverhältnisse
rrupt sind, und die Haupteinnahmequelt des amerikanischen
udgets, die Zölle, in rückläufiger Bewegung sich befinden.
ur ein paar Andeutungen genügen, um diesen Zustand zu
klären: die Silberexperimente, die dem Staatsschatze schwere
fer auferlegten, die hochschutzzöllnerischen Tarife, die den
mport und damit die Zolleinnahmen beschränkten, die un-
heuerlichen Ausgaben für Pensionen und politische Partei-
ecke. Diese Dinge sind bekannt, wir verzichten darauf, sie näher
erörtern, nur einige Betrachtungen mögen am Platze sein,
ie auf die gegenwärtige Lage interessante Schlaglichter
erfen.

Nach Beendigung des Bürgerkrieges hatte die National-
huld der Vereinigten Staaten die respektable Höhe von
irca 12 Milliarden Mark erreicht. Die Leichtigkeit und
Schnelligkeit, mit der sie getilgt wurde, erregte das Erstaunen
nd die Bewunderung der Welt. Bereits im Jahre 1893 war
ie Schuld auf circa eine halbe Milliarde Dollar herab-
emindert. Gegenwärtig beziffert sie sich auf 847 Millionen
Dollar, die einen Zinsaufwand von jährlich circa 35 Millionen
Dollar erfordern. Seit 1893 trat ein Wendepunkt ein: die
Finanzverhältnisse fingen an, sich wieder zu verschlechtern, so
daß seit 1894 bereits das Defizit erschien. Ursache war die
gänzlich verkehrte, ja ruinöse Währungspolitik. Während
bereits starke Goldverpflichtungen der Regierung bestanden,
beispielsweise in Bezug auf die emittirten Schatznoten im
Betrage von einer halben Milliarde Dollar, kam noch die
Verpflichtung hinzu, auch die auf Grund der Silberankäufe
ausgestellten Certifikate auf Wunsch in Gold einzulösen,
welche Situation die Sherman-Bill mit ihren monatlichen Silber-
ankäufen bis zum Betrage von 2 Millionen Unzen geschaffen
hatte. Dem gegenüber wurde das gelbe Metall knapper und
knapper, das bereits seit Erlaß des Silbergesetzes seine Flucht
ins Ausland vor dem schlechteren Gelde angetreten hatte.
Dem Staatsschatz wurde in wachsendem Maße Gold entzogen,
und die Folge war, daß die ursprünglich zur Einlösung der
geringen Mengen von Papiergeld (Greenbacks) bestimmte
Goldreserve von 100 Millionen Dollar beständig sank. Man
bewegte sich in einem circulus vitiosus: Je tiefer der Gold-
stand im Schatzamt sich neigte, desto mehr Noten und Certi-
fikate wurden der Regierung zur Goldeinlösung präsentirt,
desto stärker wuchs der Goldexport und das allgemeine Miß-
trauen, das unter anderem auch zu einem Rückströmen der
Kapitalsanlagen nach Europa führte, sowie der amerikanischen
Werthpapiere in ihre Heimath, alles Momente, um den
Goldabfluß zu verstärken. Man erinnert sich der Experimente,
die der amerikanische Schatzsekretär unternahm, die Goldreserve
wieder aufzufüllen, was ihm trotz seiner wiederholten An-
leihen und unter dem Beistand erster heimischer Finanz-
kräfte sowie Rothschilds in London dauernd nicht gelingen
konnte.

Inzwischen erklärte sich das Defizit des Staatshaushalts
in Permanenz, wie nachstehender Ueberblick zeigt. Es be-
trugen (in Millionen Dollar):

	1895/96	1894/95	1893/94
Einnahmen . . .	326,9	313,4	297,7
Ausgaben . . .	352,2	356,2	367,5
Defizit . . .	25,3	42,8	69,8

Hier bot sich nur der Weg zu Anleihen, die gleichwohl,
wie bemerkt, keine Heilung bewirkten. Die Goldreserve er-
reichte mit 41 Millionen den tiefsten Stand, bereits erörterte
man im Auslande die Möglichkeit eines Goldagios, ja einer
Zahlungseinstellung, die vielleicht auch nur durch das über-
aus geschickte und kräftige Eingreifen des Rothschild-Syndikats
verhindert wurde. Dieses lieferte dem Staat 65 Millionen
Dollar in Gold und verpflichtete sich, seinen ganzen finanziellen
Einfluß aufzubieten, um Goldentziehungen zu verhindern.
Trotz alledem schuf auch diese Maßnahme keine dauernde
Heilung. Der einzig gesunde Weg zur Heilung der
Schäden ist immer wieder eine Aenderung der Zoll- und
Währungspolitik, um einmal stärkere Zolleinnahmen
zu erzielen, sodann aber auch, um mehr Gold ins Land
zu ziehen und es darin zu erhalten. Damit würde auch das
Defizit, das für ein Land wie Amerika eine beschämende
Anomalie bildet, verschwinden. Für das Jahr 1896/97 be-
trägt das Defizit 18 Millionen Dollar, auch für 1897/98 und
1898/99 sind Fehlbeträge von 28 beziehungsweise 21,8 Millionen
Dollar in Aussicht genommen, die sich natürlich durch den
Krieg stark erhöhen können. Wie die Zölle zurückgegangen
sind, zeigt folgende Aufstellung:

	1896/97	1897/98	1898/99
	definitiv	geschätzt	
(Mill. Doll.)	176,5	165,0	200,0 (?)

Im Gegensatz dazu sind die Ausgaben namentlich für
Pensionen und Landheer und Flotte in folgender Weise ge-
stiegen:

(in Mill. Doll.)	1896/97	1897/98	1898/99
Pensionen	141,0	146,0	141,2
Landheer	48,9	60,0	24,6
Flotte	34,5	32,0	29,9

Die definitiven Ziffern für 1897 und 1898 werden ein
ganz anderes Bild darbieten.

Für den Augenblick kann Amerika nichts anderes thun,
als eine große Kriegsanleihe aufnehmen, die es ja mit
Leichtigkeit erhalten wird. Wie aber auch der Krieg aus-
laufen würde, sicher ist, daß die Regierung in der nächsten
Folgezeit weitblickender Finanzleute und Wirthschaftspolitiker
bedarf, um den Staat in gesunde Bahnen zu führen. Dafür
dürften keinesfalls die Anschauungen eines Mac Kinley, noch
weit weniger aber die eines Bryan ausreichen.

Moltkes militärische Korrespondenz.

Von [Nachdruck verboten.]

Fritz Hoenig.

Der jetzt vorliegende letzte Theil der Moltkeschen Korrespon-
denz 1870/71 unterscheidet sich in wesentlichen Punkten von
seinen Vorgängern. Bisher enthielt die Korrespondenz haupt-
sächlich von Moltke selbst herrührende Schriftstücke. Das ließ
sich aber in diesem Theile nicht mehr aufrecht erhalten. Wir
besitzen bekanntlich noch keine amtliche Geschichte des Waffen-
stillstandes von 1871, der während desselben von beiden Seiten
gepflogenen Unterhandlungen, der Anordnungen und Pläne
für eine Wiederaufnahme des Krieges, endlich des Rück-
marsches der deutschen Truppen nach der Heimath und der
endgiltigen Räumung des französischen Bodens. Aus diesen
verschiedenen Rücksichten erklärt sich, daß der Generalstab
sowohl die ergänzenden Urkunden von anderer Hand als
auch die bis zum Friedensschlusse mit der französischen
Regierung abgeschlossenen Verträge im Wortlaut ausge-
nommen hat.

Zwar trägt keiner dieser Verträge die Unterschrift des Grafen
Moltke. Allein die Mitarbeit des Feldmarschalls an den
meisten Verhandlungen ist zweifellos. Aber auch da, wo seine
Einwirkung auf die Verträge keine unmittelbare war, wie
zum Beispiel beim Frankfurter Friedensschlusse, ist die Wieder-
gabe des Wortlautes der Konvention für das Verständniß der
damit zusammenhängenden zahlreichen Schreiben und Tele-
gramme Moltkes nöthig. Wir halten diesen Standpunkt des
Generalstabes für begründet und auch mit dem Charakter des
Werkes wohl vereinbar. Denn ohne Kenntniß der einschlägigen
diplomatischen Schriftstücke würde vieles in der Moltkeschen
Korrespondenz unverständlich bleiben. Ueberdies sind die
diplomatischen und militärischen Schriftstücke bisher im Zu-
sammenhange noch nicht veröffentlicht worden. Obwohl nun
eine amtliche Dokumentensammlung noch keine Geschichte dar-
stellt und darstellen soll, so gewinnt doch die hier vorliegende
Korrespondenz auch deßhalb eine hohe wissenschaftliche Be-
deutung, weil sie einmal den Gang der amtlichen Verhand-
lungen erkennen läßt, und weil sie andererseits nunmehr die
Unterlage für eine Darstellung des noch nicht ausführlich
bearbeiteten Ausganges des großen Krieges darbietet. Voll-
ständig scheint jedoch auch die Korrespondenz dieses Zeit-
abschnittes nicht wiedergegeben worden zu sein. Wenigstens
haben wir diesen Eindruck hinsichtlich der Vorgänge über die
eventuelle Abtretung von Belfort gewonnen. Im Uebrigen
waren die Zustände bei dem Waffenstillstandsschluß und nach
denselben so eigenthümlicher und schwankender Art, daß die
Dokumente auch deshalb schon ein hohes geschichtliches In-
teresse beanspruchen.

Die eigentlichen Kriegsoperationen schlossen am 28. Januar
1871 ab. Doch blieb der Kriegszustand in den Departements
Doubs, Côte d'Or und Jura sowie bei Belfort vertragsmäßig
noch weiter bestehen. Auf französischer Seite sah man nämlich
die Lage der Bourbakischen Armee und auch bei Belfort zu
damaliger Zeit noch sehr günstig an. Wie sehr man sich auf
dieser Seite indessen täuschte, lehrte bald die Abdrängung der
französischen Ostarmee nach der Schweiz. Die von deutscher
Seite hierzu durchgeführten Operationen sind eine der kühnsten
Unternehmungen dieses Krieges und wurden in ihrem ent-
scheidenden Theile vom General v. Manteuffel völlig selbst-
ständig durchgeführt. Dies mit voller Klarheit zu erkennen,
setzt uns erst die hier vorliegende Korrespondenz in den
Stand; denn über den ganzen Zeitabschnitt bis 13. Februar
liegen nur fünf Weisungen an den General v. Manteuffel
vor, die aber sämmtlich keine eigentlichen Direktiven für die
Führung der Operationen enthalten. Zwar berichtete
neral v. Manteuffel möglichst eingehend über seine Maß-
nahmen nach Versailles, so daß man dort über den
Fortgang seiner Operationen unterrichtet war. Der
Ruhmestitel dieses Theiles des Krieges beruht darin,
daß trotzdem Moltke niemals in die Operationen
im Geringsten eingriff und somit dem General
v. Manteuffel absolute Selbstständigkeit ließ. Deshalb gebührt
auch Manteuffel und seinem Stabschef, dem Grafen Wartens-
leben, das Verdienst an dem glänzenden Ausgange dieser
Operationen. Unter dem 20. Februar 1871 schreibt Moltke
an Manteuffel: „Euer Exzellenz darf ich wohl zunächst
meinen herzlichen Glückwunsch zu dem Resultat Ihrer kühnen,
geschickten und erfolgreichen Operation aussprechen, welche
ein ganzes feindliches Heer vom Kriegsschauplatz hat ver-

Kampagne-Erinnerungen.

Von [Nachdruck verboten.]

Eduard Mygind.

1. Der Kugelfex.

Wie er hingekommen war — auf die Insel des Labyrinths
nämlich —, kann ich nicht verrathen, weil ich bei seiner An-
kunft nicht zugegen war; geflogen war er vermuthlich nicht,
geschwommen auch nicht, -- wenn er auch behauptete, es käme
ihm gar nicht darauf an, für 24 Stunden oder mehr in der
Salzfluth, dorten, wo sie am tiefsten ist, umherzuhudeln, wie
er überhaupt alles ausführen konnte, ausgeführt hatte und
noch mehr ausführen wollte, der reine Uebermensch! — also
hatte er sich wahrscheinlich des recht profanischen, seines un-
bedingt nicht würdigen Mittels gewöhnlicher Sterblicher be-
dient und ein Schiff bestiegen. Wie dem auch sei, jedenfalls
war er da!

Wie er hieß? Darüber hielt er nicht hinterm Berge; sein
Name war drei Meter lang und roch nach ungarischer Puszta,
wie übrigens seine Stiefeln auch.

Was er wollte? Die markantesten Episoden aus dem be-
vorstehenden Drama selbst miterleben und sie dann der Mit-
welt — und natürlich auch der Nachwelt — in erschütternden
Feuilletons vermachen.

Also ein Kollege. Und als solchen empfingen wir ihn gut-
müthig in unserer Mitte. Ohne Mißtrauen — Anfangs,
obschon es Manchem von uns etwas „schnakisch" — zu deutsch
kurios — vorkam, daß seine ganze Kampagneausrüstung aus
einem verschlossenen Plaid, drei Gummikragen und einer
kleinen Ledermappe mit einigen Bogen Papier und einem
Federhalter ohne Feder bestand. Aber dafür war er ja ein
Uebermensch, ein Original — wie ihn Einige halbbewundernd
nannten — und besaß ein Rittergut — irgendwo zwischen
Jinn und Theiß — von dem ihm nächstens einige Pferde und
Ausrüstung geschickt werden würden — wie er selber sagte;
er hatte das Gut in solcher Eile verlassen — der Gedanke,
nach Kreta zu gehen, war ihm plötzlich über Nacht gekommen
— er hatte den ersten Zug genommen — bitter
kalt war es gewesen — kein Kaffee, nur ein Schluck
Rum — hatte Triest gerade im letzten Augenblick vor Ab-
gang des Dampfers erreicht — sich mit einem Seufzer der
Befriedigung in seine Koje geworfen und jetzt erst die Ent-
deckung gemacht — fatal! — daß er kein Geld beigesteckt — —
aber wozu giebt es denn Telegraphen?

Um die Zeit bis zur Ankunft der „Pferde und der Aus-
rüstung" nicht ungenutzt verstreichen zu lassen — er hatte ja
einen solchen Thatendrang in sich, einen solchen Durst,
Kugeln fliegen, Schwerter blitzen zu sehen und Gefahren zu
bestehen —, beschloß er, wie er Allen, die es
hören wollten, verkündete, sich durch den türkischen
Kordon, der in der Entfernung von einigen Kilometern
und um Kanea gezogen war, durchzuschleichen und
die Insurgenten in ihren Bergfesten auf der Halbinsel Akrotiri
aufzusuchen, um so als Erster aus eigener Anschauung ein
wahrheitsgetreues Bild von ihrem Leben und Treiben geben
zu können. Am folgenden Tage zur frühen Morgenstunde
machte er sich also auf den Weg — wir hatten eigentlich nicht
recht an die Aufrichtigkeit seiner Absicht geglaubt, und erst
sein Nichtauftauchen bei der Morgenfütterung, sowie die
Zurücklassung der drei Gummikragen, die, nicht würdig
erachtet, die Gefahren ihres Besitzers zu theilen, melancholisch
auf einem Fensterbrette des Augenbisses harrten, wo sie
wieder seinen männlichen Hals schmücken sollten, überzeugten
uns davon, daß der todverachtende Uebermensch im Begriffe
war, die Bekanntschaft der wilden Gebirgsföhne, beziehungs-
weise ihrer Kugeln zu suchen.

Am Abend war keine Nachricht von ihm, am nächsten
Tage auch nicht; am folgenden Morgen beschlossen wir, Er-
kundigungen einzuziehen; man müßte seine Spur doch irgendwo
verfolgen können. Aber das Resultat war ein negatives.
Kein türkischer Vorposten wollte ihn gesehen haben. Wir
hätten ihn schon als Verlorenen betrauert und den General-
konsul gebeten, seinen Angehörigen Kenntniß von seinem
Verschwinden zu geben, wenn nicht Jemand aus unserem
Kreise die Ansicht vertreten, daß sich unter dem jedenfalls
ungewöhnlichen Manne mit dem mysteriösen Gebaren — der
Emissär irgend einer noch unbekannten Macht verstecke — auf
Kreta war ja alles so mysteriös, so labyrinthisch, warum
sollte es unmöglich sein, daß ein geheimer Sendling — und
sei er auch nur der Sendling einer revolutionären „patriotis-
chen" Gesellschaft — zur besseren Verheimlichung seines wirk-
lichen Wesens das Gewand eines exzentrischen Abenteurers
oder meinetwegen eines verkrachten Journalisten anzöge?
Also abwarten!

Unsere Geduld ward schon am Abend des dritten Tages
belohnt. Spät war's — die Meisten von uns waren schon
auf die üppigen Lagerstätten hingesunken, welche die Güte
des plötzlich zum Herbergsvater der internationalen Presse
avancirten Kaufmanns Krüger, eines prächtigen deutschen
Landsmanns, sowie unsere eigene Findigkeit aus Matratzen
und Decken „à la franca" und „à la turca" zusammen kom-
ponirt hatten, — als es klingelte.

Eine Depesche? Eine Ordonnanz? Oder gar eine Botschaft
von einem jener unheimlichen Seethiere, welche, lautlos kom-
mend, lautlos verschwindend, geheimnißvollen Verkehr zwischen
Flotten und Land pflegten und unter dem Namen Torpedo-
boote bekannt sind?

Etwas Unangenehmes jedenfalls! Der immer willige
und unermüdliche Bruder des Chefs des Hauses eilte hinunter
und öffnete.

„Oh, grüß Gott! Da bin ich halt wieder da!" schallte es
zu uns herauf in der wohlbekannten Stimme des „Ueber-
menschen". Ja wahrhaftig, er war's in voller Lebens-
größe und: „Petz ist wieder da!" riefen wir einander zu
und schüttelten den ersten Schlaf von uns ab, um — ich
will's nur offen gestehen — mit eifersüchtiger Neugier seinem
Berichte zu lauschen. Aber wie sah er denn aus? Die eine
Backe aufgeschwollen, die Lippen mit Blut besudelt und der
eine Mundwinkel mit Watte und Heftpflaster verklebt!